

## BÜHNENSCHAU

# Staub auf dem Reißbrett

„Die Räuber“ von Friedrich Schiller an der Schauburg

Exkurs: 1989, Kantine des Prinzregententheaters. Regisseur fragt Schauspieler: „Na? Powert ihr heute Abend wieder Euren Schiller?“ Euer Schiller, das war damals die furios-rotzige Provokation als die Andras Fricsey „Die Räuber“ in eine punkig-gewaltvolle Gegenwart beamte. So unangenehm war Karl Moor nie – ein Terrorist! Man stritt: für die einen war's Anti-Schiller, für die anderen so was wie Schiller reloaded – atemberaubend zeitnah, fordernd, geil. Ein Must.

Zwanzig Jahre später hängt Karl Moor an einer hohen Wand. Als Riesenporträt, so wie es Franz vorkommt. Dem Zweitgeborenen, dem nicht geliebten Nichterben. Mit einem gefakten Brief beginnt der 90-minütige Abend und die Verleumdung des verhassten Bruders. Der Vater hetzt im Off durch die Räume, für den (hässlichen) Sohn hat er eigentlich keine Zeit. „Das Herz macht uns zu Vätern und Söhnen“ zitiert das Programmheft. Das des Vaters ist bei Karl, und so trifft ihn Franzens Nachricht von Karls lasterreichen Abwegen arg. Friedrich Schillers Erstling von 1779/80,



das eruptive Werk eines 18-jährigen Heißsporns in kraftvoller Diktion, pathetisch ausufernd, ist klassischer Bruderkonflikt, aber auch Ausbruch aus großbürgerlichem Leben, Revolte gegen die Konvention. Der enterbte Karl rächt sich nicht am Vater, sondern am feudalen System, wird zum politischen Idealisten. Ein ungeheuerlicher Stoff. Zündstoff zehn Jahre vor der Französischen Revolution. Regisseur Alexander May lässt die Politik kalt, sein Fokus liegt auf der Familie. Das unterkühlte Ambiente der hohen, weißen Wände (Bühne:

Isabelle Kittnar) hat nichts Heimeliges. Vater Moor versucht sich in Autorität. Butz Buse gibt ihn gebeugt professoral, überfordert, unsicher. Die Brille ist modern – Verweis ins Heute? Nein, nur Accessoire, den Blick der Regie interessiert wohl eine zeitlose Metaebene. Die Kostümstile (Monika Stakova) vermischen sich. Steifstatisch, aseptisch, unnah-

bar geht es zu – man berührt sich selten bei Moors. Franz musste hier zu dem werden, was Johannes Klima ist: ein verzweifertes Aas, großspurig und kleinlaut, hibbelig vor Neid, die Haare glatt geklebt, weißes Halstuch, weiße Schuhe. Dandy und bebrillte Kanaille. Der Raum ist offen, die Zuschauer auf beiden Seiten sehen gegenüber den karg behaupteten Wald: zwei Podeste, ein Hänger mit Baumskizze. So tun als ob – ist das der Schlüssel zu dieser Inszenierung? Nur vier sind von Schillers acht Räubern übrig. Spiegelberg, der Mörder aus Lust, ragt naturgemäß

heraus (Markus Campana). Aber der Trupp insgesamt hat nichts Zwingendes. Keine Outlaws, nur ein Paar Würfelspieler (was sie anfangs auch sind), die ein bisschen Räuber sein wollen. So tun als ob? In Anlehnung an ihren zerrissenen Chef? Oliver Bürgins Karl schwankt massiv zwischen Überzeugung und Zweifel, ein blasser Anführer, der seine Herkunft nie wirklich los wird: der edelgraue Rock ist ihm angeschweißt. Kein Überzeugungstäter. Bei der Uraufführung war das Stück ein Skandal, weil es tradierte Respektsmuster aus den Angeln hob. Mays blutarme Reißbrettstatik hingegen lässt die Zeit außer acht, seine Figurenpsychologie verstaubt zu oft in ältlicher Theatergestik. Sauber gesprochen ist die Ehrfurcht gegenüber Schillers Pathos enorm. Gegenüber dem Text ist sie begrenzt – zwei Drittel fehlen. Man muss nicht zwingend den Fricsey von vor 20 Jahren als Messlatte ansetzen. Aber der Verweis, wie anstoßend, berührend, wütend und bildstark im Theater sein kann, der sei schon erlaubt.

Peter Eidenberger